

Andrea Binsfeld und Marcello Ghetta (Herausgeber), **Ubi servi erant? Die Ikonographie von Sklaven und Freigelassenen in der römischen Kunst**. Ergebnisse des Workshops an der Université du Luxembourg, Esch-Belval, 29.–30. Januar 2016. Forschungen zur Antiken Sklaverei, Band 43. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019. VI und 276 Seiten, 54 Tafeln mit 96 Abbildungen.

Der Beitrag archäologischer Zeugnisse für die Erforschung der Sklaverei hat in den letzten Jahrzehnten deutlich an Gewicht gewonnen. Am Anfang stand die Erforschung der baulichen Aspekte der Stätten, in denen versklavte Menschen lebten und arbeiteten. Für die moderne, nordamerikanische Sklaverei lag das Augenmerk auf der Baumwollplantage, für Mittel- und Südamerika auf der Zuckerplantage. Im Zentrum standen die Überreste sowohl der Lebenswelt der Plantagenbesitzer als auch der der Plantagensklaven – vom ›Big House‹ zu den ›quarters‹. Neuere Ausgrabungen legen zunehmend Wert auf archäologische Kleinfunde. Ein gutes Beispiel ist die Erforschung einer der berühmtesten US-amerikanischen Plantagen – Thomas Jeffersons Monticello in Charlottesville, Virginia: Knöpfe, Nägel, Gläser, Teller, Flaschen, Schmuck, Spiegel, Blumentöpfe, Rauchpfeifen und vieles mehr stehen jetzt neben den baulichen Zeugnissen und ermöglichen ein besseres Bild des Le-

bens der versklavten Menschen. Die erweiterte digitale Datenbank von Monticello bietet mittlerweile Einsicht in die archäologischen Überreste einer wachsenden Zahl von Stätten, die die Sklaverei belegen, sowohl in den USA als auch in der Karibik, um vergleichende Studien zu ermöglichen (<https://www.daacs.org/>). Zu unserem Verständnis tragen auch immer mehr archäologische Studien ganz anderer Räume der Sklaverei bei: Kultstätten, Friedhöfe, Schauplätze der Versklavung und der Rebellion, der städtischen und der öffentlichen Sklaverei und viele mehr. Auch die Bioarchäologie hat unser Wissen zur modernen Sklaverei immens bereichert, zum Beispiel im Bereich der Ernährungsstrategien der Versklavten oder der kulturellen Reproduktion, und dadurch den Blick auf deren Selbsteinbringung geweitet.

Auch in der Erforschung der Sklaverei in früheren Jahrhunderten hat die Archäologie zunehmend an Bedeutung gewonnen. Für die römische Antike stand hier ebenso am Anfang die Erforschung, das heißt die Ausgrabung baulicher Überreste und damit die Konzentration auf die Landwirtschaftssklaverei und die sogenannte römische Villa. Von den sechziger Jahren an wurden immer mehr dieser Villen archäologisch erforscht und intensiv studiert. Ein Höhepunkt war die italienische Ausgrabung der Villa Settefinestre nahe der toskanischen Kleinstadt (und früheren römischen Kolonie) Cosa in Mittelitalien, von der in drei dicken Bänden die Architektur sowie die Groß- und Kleinfunde detailliert publiziert sind (A. Carandini u. a., *Settefinestre. Una villa schiavistica nell'Etruria romana I–III* [Modena 1985]). Auch in der römischen Sklavereiforschung werden immer öfter bioarchäologische Studien betrieben, mit wichtigen Ergebnissen, wie etwa am kaiserzeitlichen Betrieb in Vagnari, an der ›Grenze‹ zwischen dem heutigen Apulien und der Basilikata im Süden Italiens, wo genetische Knochenanalysen Anzeichen für die ostasiatische Abstammung eines Mannes bezeugen, was sogar Schlagzeilen gemacht hat: Am 16. Januar 2010 fragte der britische Independent: ›Ambassador or slave?‹. Aber im Gegensatz zur Archäologie der modernen Sklaverei hat die Erforschung der entsprechenden materiellen Überreste des römischen Sklaventums eher langsam auf das wissenschaftliche Studium dieser Institution und des Lebens der Betroffenen eingewirkt. Im Jahr der Publikation von Settefinestre hat der renommierte Althistoriker Sir Moses Finley noch postuliert, dass die archäologischen Zeugnisse allein wenig Einsicht in die Sklaverei bieten (Ancient History. Evidence and Models [London 1985] 25). Diese Einstellung wurde vor ein paar Jahren von einem anderen Althistoriker wiederholt: In einer Buchbesprechung kam Walter Scheidel zu dem Schluss, dass es unangemessen sei, von der Archäologie zu erwarten, einen bedeutenden Beitrag zu modernen Rekonstruktionen der griechischen und römischen Sklaverei zu machen (›it is unreasonable to expect archaeology to make a significant contribution to modern reconstructions of the Greek or Roman slave-systems‹; Journal Roman Arch. 16, 2003, 581). Der hier zu besprechende Band steht in diesem Zusammenhang der einerseits wachsenden archäologischen Erforschung

der modernen wie der antiken Sklaverei, andererseits der lauten Kritik an der Aussagekraft des antiken Materials unter Vertretern der Althistorie. Daran muss er gemessen werden.

Der von Andrea Binsfeld und Marcello Ghetta herausgegebene Sammelband geht auf eine Luxemburger Tagung im Januar 2016 zurück. Das Buch gehört zur Serie des Mainzer Akademieprojekts ›Forschungen zur antiken Sklaverei‹, das 1950 von Joseph Vogt gegründet wurde und zur Zeit im Begriff steht, die letzten Studien des Vorhabens zu publizieren. Er ist der einzige der Bände der ›Forschungen‹, der sich gezielt mit einem archäologischen Aspekt der antiken Sklaverei beschäftigt, nämlich – wie der Untertitel sagt – der Ikonographie von Sklaven und Freigelassenen in der römischen Kunst. Der Band präsentiert zwölf Kapitel, die in vier fast gleich große Teile gruppiert sind, erstens die ›Ikonographie von Sklaven und Kriegsgefangenen. Allgemeine Aspekte‹ (1.–4. Kapitel); zweitens ›Der Sklave mit Lampe; Lampen mit Sklaven‹ (5.–6. Kapitel); drittens ›Zur Funktion von Sklaven- und Dienerdarstellungen in der Sepulkralkunst‹ (7.–9. Kapitel) und viertens ›Der Sklave beim Mahl‹ (10.–12. Kapitel).

Der Haupttitel des Buches – *Ubi servi erant?* (Wo waren die Sklaven?) – spricht direkt ein großes Problem der antiken Sklavereiforschung an, nämlich die Schwierigkeit, den Sklavenstatus in den archäologischen Quellen zu belegen. Das oben genannte Beispiel von Vagnari bringt das auf den Punkt: Sklave oder Botschafter? Beides (separat oder zusammen) ist möglich, oder noch anderes. Es ist dieses Problem und die daraus resultierende Unsicherheit, die Finley und Scheidel zu der oben angeführten Kritik bewogen hat. Wie geht der Band mit diesem Problem um? Eher zurückhaltend – ist die kurze Antwort.

Zwar öffnet das Buch mit einem Übersichtskapitel von Leonhard Schumacher zum Thema (S. 13–22), aber sonst wird dieses Problem nur flüchtig aufgegriffen, und die Unsicherheiten in der Deutung des Materials werden stark betont – vielleicht zu stark –, was zur häufigen analytischen Kombination verschiedener Quellengattungen führt, wie es Binsfeld in ihrer Einleitung auch generell vorschlägt: »Um tragfähige Schlüsse aus dem archäologischen Material im Allgemeinen und den Sklavendarstellungen im Besonderen ziehen zu können, wäre es [...] wichtig, das archäologische Material zu sammeln und mit den Informationen aus Rechtsquellen, Inschriften, Papyri und literarischen Quellen zu kombinieren« (S. 3). Dies erweckt den Eindruck, als ob das ausgewählte Quellenmaterial nicht für sich selbst spräche. Aber das Versäumnis, dieses Problem mutig mit den besprochenen Quellen zu konfrontieren, ist bedauerlich, weil die Beiträge nicht nur extrem faszinierendes Material besprechen, sondern weil es den Autoren durchaus gelingt, die Möglichkeiten der Archäologie oder zumindest der Beschäftigung mit der Kleinkunst klar herauszustellen.

Dies ist zum Beispiel im Kapitel von Marianne Béraud zu sehen, die sich mit der Figur des Lampen-

trägers (nach Cicero hier ›lanternarius‹ genannt) beschäftigt (S. 73–90), also einer Figur und Tätigkeit, die in der Antike fest mit der Sklaverei in Verbindung gebracht wurden. Solche ›esclaves de luxe‹, wie Béraud sie nennt, wurden unter anderem als Äthiopier beschrieben, was ihre (ursprüngliche) afrikanische Herkunft unterstreicht. Viele der vierundvierzig hier besprochenen Kleinplastiken, auch Büstengefäßchen, aus Kalkstein oder Marmor, Ton, Bronze, Silber und Bernstein, betonen sowohl echte als auch projizierte Eigenschaften der Lampenträger, vor allem die Verschlafenheit. Trotz der limitierten Anzahl der Objekte kann Béraud Trends herausarbeiten. Die Entwicklung der Figuren fällt regional unterschiedlich aus, zum Beispiel werden die afrikanischen Züge im kaiserzeitlichen Italien durch europäische ersetzt, und die Figuren nehmen außerdem eine Liegestellung ein, auch wenn diese Erkenntnisse hier nicht weiter für unser Verständnis der Sklaverei verfolgt werden. Das Motiv der Verschlafenheit erscheint auch auf den kleinen Öllampen, die in der Antike weit verbreitet waren und die Matthias Grawehr ins Visier nimmt (S. 91–118). Aber im Gegensatz zu den Objekten, die Béraud bespricht, weisen die Öllampen auch Motive auf, die Grawehr als weniger negativ oder charakteristisch für das Image der Versklavten ansieht, wie etwa Arbeitsszenen oder auch erotische Motive, wenn etwa ein Esel einen Löwen von hinten besteigt. Grawehr stellt berechtigterweise die Frage, ob solche Lampen für versklavte (männliche) Kunden gedacht waren, die sich selbst in der Position des Esels wiedersahen, der den angeblich mächtigeren Löwen bezwingt. Das Potential der systematischen Auswertung der Lampenmotive steht außer Frage, auch was speziell die Sichtweise der Versklavten anbelangt, die sonst häufig außen vor bleibt.

Was die Lampe, die in der römischen Antike ein Synonym für den versklavten Menschen darstellte, mit fast allen anderen Kapiteln verbindet, ist die Darstellung von Dienerfiguren – so untersucht zum Beispiel Hannelore Rose Handels- und Transportszenen auf Grabreliefs aus den Nordwestprovinzen (S. 147–156). Die dienende Funktion ist belegt durch die verminderte Größe einer Figur, ihre Position im Bild, Tätigkeit oder Kleidung, weiter durch die Interaktion zwischen den Figuren. Die Autorin zeigt, dass die Diener oft untereinander im Rang unterschieden werden. Und obgleich diese Gestalten nicht thematisch im Zentrum stehen, spielen sie eine wichtige Rolle im Bild, nämlich dadurch, dass ihre Arbeit die Macht der zentralen Personen herausstellt, auch was die wirtschaftliche Kapazität der Höhergestellten anbelangt. Es ist bemerkenswert, dass die Diener nicht negativ konnotiert sind oder ihre Tätigkeiten marginalisiert werden.

Diese Einsicht gewinnt an Aussagekraft im Vergleich zu den Darstellungen von Kriegsgefangenen, die Hervé Huntzinger vorstellt, und die durch diverse Attribute (etwa Ketten oder bestimmte körperliche Haltungen) absichtlich als erniedrigt gezeigt werden (S. 53–69). Die Herabsetzung ist natürlich auch ein klares Element der Sklaverei, aber die Rolle der Gewalt macht in den von

Rose untersuchten Beispielen Platz für Dienerdarstellungen, die »das Prestige ihres Herrn« bezeugen, und nicht nur dessen Übermacht erleiden (S. 155).

Diese Ergebnisse werden in anderen Kapiteln vertieft, wie etwa der Studie von Henner von Hesberg, der unter anderem regionale Unterschiede herausarbeitet (vor allem zwischen Rom und den Nordwestprovinzen) und diverse kulturelle Einflüsse betont, wie zum Beispiel Bildmuster aus dem hellenistischen Osten (S. 23–36). Wie Rose zeigt auch Hesberg, dass die Bilder die Perspektive der Auftraggeber darstellen und deren Stellung erhöhen, nicht zuletzt in den Totenmahlszenen. Das bedeutet auch, dass den Dienern individuelle Ausprägungen fehlen; ihre Rolle besteht darin, »die Wirkung des Herrn« zu bezeugen (S. 32).

Die Rolle der Diener steht auch im Mittelpunkt von Patrick Reinards Studie der Totenmahlszenen in drei weiteren Provinzen: Germania Inferior, Germania Superior und Gallia Belgica (S. 195–232). Der Verfasser unterstreicht die folgenden Kriterien: die oft isolierte Position der Figuren am Fuß- oder Kopfende; deren Wartehaltung, Jugendlichkeit, Größenreduktion und Entpersonalisierung sowie die dienende Tätigkeit und eventuell eine Dienerhierarchie. Im Gegensatz zu dem von Reinard zitierten Freigelassenen Trimalchio aus der römischen Literatur, der sich einen Grabstein wünscht, auf dem ein »puer« zu sehen ist, ein wohl jugendlicher Sklave, kann Reinard keine der provinziellen Totenmahlszenen mit Dienerfiguren als von freigelassenen oder versklavten Personen gestiftet oder für sie errichtet identifizieren, was eventuell auf regionale Unterschiede hinweist.

Solche Unterschiede sind eindeutig in der Studie einiger Grabdenkmäler aus den Donauprovinzen von Gabrielle Kremer (S. 157–172). Wichtiger aber ist, dass diese Autorin zeigen kann, wie in vielen Regionen der rechtliche Status der dargestellten Personen eher unwichtig für die Selbstrepräsentation der Verstorbenen und deren Verwandten ist. Im norisch-pannonischen Raum entsprechen die besprochenen Denkmäler von versklavten und freigelassenen Personen »in Form und Dekor [den] Grabtypen [...] der gehobenen, stark romanisierten Gesellschaftsschicht« (S. 160). Im nordwestlichen Pannonien bestimmt dann die regionale Kultur das Erscheinungsbild aller Rechtsstatusgruppen (etwa durch die einheimische Tracht und Frisur bei den Frauen). Auch wenn die mittleren Donauprovinzen in ihren Totenmahlreliefs den Modellen folgen, die Rose und Hesberg besprechen, bezeugt diese Großregion eher das Verschwinden »der in der römischen Kunst üblichen bildlichen Kriterien [...] zur Kennzeichnung des unfreien Status« (S. 172).

Beide »Seiten« sind auch in der Ikonographie der Sklaverei im militärischen Kontext in den germanischen Provinzen zu beobachten, wie Marcello Ghetta zeigt (S. 121–145). Zum einen »übergeht« beispielsweise das Grabrelief des zehnjährigen Peregrinus bildlich dessen inschriftlich bezeugte rechtliche Stellung als Sklave, da er zentral und allein, mit Tunika und Mantelüberwurf,

nebst Hund und Stock wie ein junger, freier Hirt dargestellt ist. Andererseits betont das Grabrelief des freigebornen Marcus Caelius die niedere Stellung der beiden Freigelassenen Privatus und Thiaminus, deren Porträtbüsten seitlich flankierend und verkleinert erscheinen.

Die oben angeführte Verbindung der Archäologie mit anderen Quellengattungen tritt im Kapitel von Franco Luciani in den Vordergrund (S. 37–51). Luciani identifiziert sogenannte *servi publici* in den bildlichen Medien auf der Basis ihrer Beschreibung in diversen Texten, mit besonderem Augenmerk auf der Gürtung ihrer formellen Tracht. Die Diskussion schließt auch zwei Männer ein, die epigraphisch als *servi publici* erfasst sind und beide eine Toga tragen, die ja oft als Indiz für das römische Bürgerrecht angesehen wird. Luciani zieht den Schluss, dass dies Beispiele sind einer »needed ›self-definition‹ in Roman society [...] rather than a real situation« (S. 51), das heißt keine wirklichkeitsgetreuen Darstellungen. Die Verneinung der Sichtweise der Versklavten als wirklichkeitsgetreu wird nicht problematisiert, wie auch die Frage nach dem, was eigentlich wirklichkeitsgetreu ist, nicht gestellt wird. Das Potential zum Austausch mit der Perspektive, die Grawehr einnimmt oder die durch das Grabrelief des kleinen Peregrinus illustriert wird oder der von Kremer herausgearbeiteten regionalen Kultur, die das Erscheinungsbild aller Rechtsstatusgruppen in Pannonien bestimmt, ist eindeutig.

Die Analyse der römischen Bankettszenen in diesem Band ist abgerundet durch die griechisch-hellenistische »Vorgeschichte« dieser Bilder, die Peter Ruggendorfer aufarbeitet (S. 175–193), inklusive der zeitlich und räumlich motivierten Veränderungen der Dienerfiguren (und der Frauen), die, so Ruggendorfer, »an regionale Bildtraditionen und Wertvorstellungen angepasst sind« (S. 193). In historischer Perspektive hebt Ruggendorfer die Entwicklung der Größenreduktion dieser Figuren im Hellenismus hervor, was ihm erlaubt zu betonen, dass die Rolle der Interaktion zwischen Dienern und Hauptpersonen seit dem ersten vorchristlichen Jahrhundert in den Hintergrund tritt.

Daniel Vaucher beschäftigt sich dagegen mit frühchristlichen Bankettszenen (S. 233–252), und steht daher vor der Schwierigkeit der speziell christlichen Deutung der Mahldarstellungen in stadtrömischen Katakombenbildern, die bei ihm im Mittelpunkt stehen. Das Identifikationsproblem erstreckt sich auch auf die Dienerfiguren selbst, was sich an einem Beispiel zeigt, das vom Autor als unproblematische Dienerdarstellung ausgewählt wurde: Die Mahlszene aus der Katakomba Santi Marcellino e Pietro zeigt links einer Gruppe von vier Männern auf einem Polster bei einem Sigmamahle eine fünfte, weibliche Person, die eine Kanne und einen Becher hält, und als Dienerin interpretiert wird. Über der Szene sind die Worte »Sabina misce«, also »Sabina, mische« (den Wein?) aufgemalt, was als Aufforderung an die angebliche Bedienstete verstanden wird (Abb. 91; »Arcosolio di Sabina« = J. G. Deckers, Die Katakomba »Santi Marcellino e Pietro« [Vatikanstadt und Münster

1987] no. 75). Die Szene ist vergleichbar mit einem Bild, in dem die in gleicher Weise wie die genannte Sabina gekleideten und frisierten Frauen nicht als Dienstmoten interpretiert werden, sondern als Mahlteilnehmerinnen und Beterinnen, inklusive einer Frau, die in derselben Manier einen Becher hält wie die vermeintliche Dienerin (»Cubicolo di Gaudentia« = Deckers no. 50). Während die Inschrift an römische Texte erinnert, die die Sklaverei kommentieren (z. B. Petron. 36, 7: »Carpe, Carpe«), ist ihre Bedeutung im Katakombenbild wie die Interpretation dieser faszinierenden Darstellungen selbst umstritten. Dieses Material bietet sich daher gerade für die Diskussion der oben genannten Schwierigkeit der Identifizierung des Sklavenstatus in den archäologischen Quellen an.

Es zeigt sich, dass eine systematische Erfassung der römischen Kunst zum Thema der Sklaverei ein Forschungsdesiderat ist, um detaillierte regionale und chronologische, gattungs-, geschlechter-, alters- sowie schichtenspezifische und andere Vergleiche zu ermöglichen. Etliche Kapitel in diesem Band zeigen, dass gezielte Quellensammlungen Muster bezeugen, die aussagekräftig sind, was deutlicher hätte betont werden können. Der Rückgriff auf schriftliche Quellen in vielen Kapiteln vermindert eher die Aussagekraft der Bilder: Wenn die Kunst nur dann etwas zu sagen hat, sobald sie mit Texten in Verbindung gebracht wird, haben Finley und Scheidel durchaus Recht. Aber die Tatsache, dass zum Beispiel die Dienerfiguren eine eigene Sprache sprechen, hält dagegen: Allein die Möglichkeit, dass diese Gestalten versklavte Menschen darstellen, gibt uns Einblick in die Mentalität derer, die andere als Sklaven hielten. Gleichzeitig bezeugt der Einfluss der regionalen Kultur auf das Erscheinungsbild rechtlich versklavter Menschen eine Sichtweise, die die Texte der römischen Elite normalerweise unterdrücken. Und obwohl diese Texte einseitig »berichten« und oft unscharf sind, was den rechtlichen Status der beschriebenen Personen angeht, würde man nicht sagen, dass es unangemessen sei, von diesen Texten zu erwarten, dass sie einen bedeutenden Beitrag zu modernen Rekonstruktionen der griechischen und römischen Sklaverei leisten müssten. Dasselbe gilt für die Archäologie des römischen Sklavewesens, wie dieser Band verdeutlicht.

Das Potential für die Erforschung der Sichtweise der Versklavten wurde bisher nicht ausgeschöpft: Eine weitreichende Studie, die im Bereich der Kunst unterschiedliche Objektgattungen einbezieht, die diese Sichtweise belegen, stellt ein notwendiges Korrektiv zur Beschäftigung mit der Sicht der Freien und der Mächtigen dar. Aber die einleitenden Worte oben machen auch klar, dass es mit der Kunst allein nicht getan ist, da die Bilder nur einen Teil der Welt der Sklaverei darstellen, und problematischerweise die Rolle der Bessergestellten unter den Versklavten in den Vordergrund stellen, nebst deren Integration in die römische Gesellschaft. Die archäologische Erforschung der Lebensräume, die in der modernen Sklavereiforschung im Vordergrund steht, ist auch für die Antike wichtig, um alle Rahmenbedin-

gungen des Sklavendaseins in den Blick zu nehmen, wie neuere Beiträge zeigen (z. B. E. Fentress u. a., *Villa Magna. An Imperial Estate and its Legacies. Excavations 2006–10* [London, 2016] 61–228, v. a. 124–132 und 201–210). Nur auf dieser breiten Basis ist eine komparatistische Studie auf globalem Niveau möglich, die zu einem tieferen Verständnis der Rolle der Sklaverei in der Weltgeschichte nötig ist.

Edinburg

Ulrike Roth